

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336086](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336086)

Mit einer Melodie, ebenfalls von Sauter, ging das Lied bald auf den Jahrmärkten um. Angeregt durch diese Volkstümlichkeit, ließ er ähnliche Lieder auf das Weib und den Sohn des Krämermichels folgen. Von hier ab versuchte er sich weiter in mundartlichen und hochdeutschen Reimereien, so daß er 1811 ein Bändchen „Volkslieder und Reime vom Verfasser des Krämermichel“ drucken lassen konnte. 1845 — also ein Jahr vor seinem Tode — kam eine erweiterte Sammlung von rund 350 großen und kleinen Stücken heraus, aus der sein Biograph Dr. Eugen Kilian (1902) 108 ausgewählt und veröffentlicht hat.

Sauter hat sich die verschiedensten Gebiete vorgenommen, außer Volksliedern wie dem erwähnten „Wachtelschlag“ verfaßte er Gelegenheitsgedichte, sowie erzählende und religiöse Gedichte. Durch die Wahl des Stoffes ist schon vielfach der künstlerische Wert der Verse bedingt, denn die meisten Gelegenheitsgedichte muten etwas nüchtern, bisweilen sogar ungewollt komisch an — dagegen gelangen ihm Volkslieder, die durch ihren warmen und herzlichen Gefühlston erfreuen. Sie müssen aus der Landschaft und dem ländlichen Boden seines heimatlichen Dorfes heraus gewürdigt werden, denn Sauter wurzelte fest in der Scholle, der er entstammte. Seinem eigenen Beruf hat er ein unvergängliches Denkmal in dem vielstrophigen Gedicht vom „Armen Dorfschulmeisterlein“ gesetzt, das wenigstens in seinem Anfang bekannt ist:

Willst wissen du, mein lieber Christ,
Wer das geplagt'ste Männlein ist?
Die Antwort lautet allgemein!
Ein armes Dorfschulmeisterlein.

Er schildert darin treuherzig mehr die Leiden als die Freuden eines Dorfschulmeisters von ehemals. Er hat denn auch in dem „ehrwürdigen Schullehrer“ ein Gegenstück zum vorangegangenen „Klagelied“ folgen lassen, es wurde aber nicht so volkstümlich. Aus persönlichem Erlebnis entstanden auch zwei Lieder vom „glücklichen Ehemann“, deren erstes beginnt:

So traulich wie mein Weible
Gibt's keins im Dorfe hier!
Süß wie ein Honigträuble
Schmeckt mir ein Kuß von ihr.
Wenn sie an's Herz mich drückt,
Bin ich von Lust entzückt.

Und als Gegenstück das „Klagelied für Witwer und Witwen“:

Traurig ist es, einsam sein!
Traurig, so getrennt zu leben,
Einsam schlafen, nichts daneben,
Nichts von gleichem Fleisch und Bein,
Traurig ist es einsam sein.



Winter im Hochschwarzwald

Den Schluß: „Diese (Verwitweten) müssen wieder frein —
Kümmertlich ist's einsam sein!,,

hat er allerdings nicht befolgt. Flotter im Ton ist sein bekanntes „Kartoffel-
lied“, das zunächst unverdienterweise den englischen Seepiraten Franz Drake
als Entdecker der Kartoffel, dann aber die Nützlichkeit dieser Hauptnahrung
besingt. Mutet auch einiges pedantisch oder holperig an, so klingen doch
die Verse gut:

Seitdem wir diese Knollenfrucht
Im deutschen Reiche sehen,
Kann keine große Hungersnot
Durch Mißwachs mehr entstehen.
Gerät euch Korn und Dinkel schlecht,
Wir dürfen nicht verzagen,
Kartoffeln trägt uns dann das Feld,
Sie stopfen auch den Magen.
Gott hat sie, wie das liebe Brot,
Zur Nahrung uns gegeben,
Viel Millionen Menschen sind's,
Die von Kartoffeln leben.

Einen großen Raum nehmen die Gedichte zu allen möglichen Gelegen-
heiten ein, es werden Einzelpersonen, Einweihungen und andere Ereignisse

besungen. Der dichterische Wert steht allerdings meist nicht hoch es waren mehr Zweckarbeiten. Man hält es aber dem edlen Zweck zugut, wie z. B. bei dem Gedicht über einen Brand in Kürnbach 1827, das am Schluß die Bitte ausspricht:

Möcht's durch diese Verse ihm (dem Dichter) gelingen,
Daß die Leute gern ein Opfer bringen,
Dann wär' auch sein Scherflein dargebracht.

Hierher zählt auch die „Fürbitte für einen Bettler im Winter“.

Natürlich fehlen Erzählungen und Anekdoten mit moralischer Nutzanwendung nicht. Sogar der Eilwagen, der fünfmal in der Woche durch Flehingen fuhr, wurde von Sauter angedichtet. Aus seinem Wunsche, einmal damit nach Karlsruhe zu „fliegen“, wurde nie etwas, das Reisen war damals nicht so alltäglich wie heute. — Wenn auch die Wellen des Zeitgeschehens nur von ferne an seine abgelegene Heimat anschlugen, so verfolgte Sauter doch mit wachen Sinnen die politischen Ereignisse von der französischen Revolution bis zu Napoleon I. und den Freiheitskriegen. Unter anderem entstand sein Gedicht „Das Kaffeeweib“. Napoleon hatte, um England klein zu kriegen, die Kontinentalsperre verhängt, die die Einfuhr kolonialer Erzeugnisse, wie z. B. Kaffee, nach Europa verhindern sollte. Sauter glossierte die uns verständlichen Gefühle einer passionierten Kaffeetrinkerin mit den Worten:

O weh, Kaffee
Nun muß ich dich auf immer meiden
Nun muß ich schmerzlich von dir scheiden!
O weh, Kaffee!

Er schließt: O weh, Kaffee!
Verdammt sei der Franzosenkaiser
Der Erbfeind aller Handelshäuser.

Trotz allem Partikularismus der Zeit verleugnete sich seine echt deutsche Gesinnung keineswegs, schon 1794 verfaßte er einen „Aufruf zur Landwehr“ und 1813 einen Sang zur Völkerschlacht bei Leipzig, in dem er die Freudenfeuer vor uns auflodern läßt:

Könnten wir in Luftballonen
Uns doch meilenweit erhöhen
Und aus diesen Regionen
Die Beleuchtung Deutschland's sehen!
O wie würden wir erstaunen
Und uns in die Ohren raunen:
Groß ist diese Jubelnacht!
Groß die Fei'r der Leipz'ger Schlacht.

Aufseher!

Hans Heid

Im Jahre 1616 machten die beiden Forstknechte in Lautenbach und Oppenau zum wiederholten Male eine Eingabe an ihren Fürsten, den Herzog Johann von Württemberg, er möge sie ablösen lassen, da sie ihres Lebens nicht mehr sicher seien. Doch der Herzog antwortete mit dem Befehl, den Bewohnern des Tales die Rugordnung anlässlich eines abzuhaltenden Vogt- und Ruggerichtes vorzulesen, um sie wieder an ihre Pflichten und ihren Eid zu erinnern. Schwere Herzens ließen die beiden im Einvernehmen mit dem Vogt von Oppenau, Rebstock, bekannt machen, daß am kommenden Donnerstag die Bürger von Oppenau, Peterstal und Lautenbach sich vor dem Amtshause einzufinden hätten. Der Vogt hatte den Beamten bewaffneten Schutz zugesichert. Es war wohl nötig, denn die Stimmung der Bauern war sehr gereizt.

Im „Welschen Bad“ in Peterstal herrschte in der Bauernstube lebhafter Betrieb. Dort führte Elias Goll, der Wirt, das große Wort. „Und ich sage euch“, rief er von der Schenke her nach einem runden Tisch, um den Kopf an Kopf die Bauern vor ihrem Viertel saßen „an allem ist nur der Rebstock schuld! Der will sich beim Amtmann lieb' Kind machen und schikaniert uns, und der Oberkircher Federfuchser hilft ihm dazu! Was wissen denn die Papiere von Wald und von unsern Rechten? Was der Vater und Großvater getan, soll uns verwehrt sein? Doch nur, daß der Traxdorf das Geld einstecken kann! Der Herzog bekommt es ja doch nie! Haben wir früher vielleicht Forstknechte gehabt? Und die Masse Geld, die diese Schnüffler beziehen, bezahlt ja doch unsereiner!“ Die Bauern schwiegen. Keiner sah den andern an. Der Wirt ließ seine listigen Äuglein von einem zum andern fliegen. „Was meint ihr, Küfer“, sprach er dann einen langen, hageren Gesellen an, „sollen wir uns das gefallen lassen?“ Der Angeredete rutschte auf seinem Stuhle hin und her und brummte etwas Unverständliches, dann sah er seinem Nachbar voll ins Gesicht. „Wer hat euch angezeigt, Hirzigbur?“, fragte er, „habt ihrs noch nicht heraus?“ „Wer sonst, als einer der Tagdiebe selbst“, fuhr der Angeredete auf. „Aber ich zahl' nix! Hundert Gulden? Keinen Batzen bekommen die von mir! Eher werf ich das Geld in den Bach!“ „Und wenn sie dich holen nach Dornstätten?“ „Mich holen? Ha — den will ich sehen, der meinen Hof betritt ohne meinen Willen! In der Kammer hängt die Büchs! Was ich damit aufs Korn nehm, ist so gut wie getroffen!“ Er war im Zuge. Die Runde wurde lebendig. Kurze Bemerkungen flogen ihm zu und immer großspuriger wurden seine Behauptungen. Längst war der Wirt still geworden. Er hatte genug mit Einschenken zu tun. —

Im Sternen in Lautenbach herrschte Totenstille. Auch hier war ein Tisch voller Menschen, die schweigend vor ihren Gläsern saßen. Der Wirt sprach in der Ecke leise mit einem hochgewachsenen Mann, der an der Kleidung als fürstlicher Forstknecht zu erkennen war. Der wandte sich gerade zum Gehen. Sein Gruß blieb unerwidert. Nur der Wirt ging dienstefrig zur Tür. Mit einem „So“ kehrte er zurück und zog sich einen Stuhl an den Tisch. Er schien das eisige Schweigen nicht zu bemerken. „Jetzt sage“ hub er an, ohne sich dabei an den einzelnen zu wenden, „wie ist das mit dem Riggericht?“ „Was wird sein“, murrte einer, ein unersetzter, dicker Mann mit vollem rotem Gesicht, „neumodische Vorschriften wollen sie uns machen, das Holzrecht wollen sie uns verbieten und wir sollen zahlen, was wir bisher umsonst geholt haben!“ „Ja, wenns das ist, dann beschweren wir uns. Und wenn wir bis zum Kaiser müssen. Unser Recht ist geschrieben, das ist fest! Mein Großvater selig hat's oft erzählt, wie sie es damals in Renchen haben bestätigen lassen. Da haben sie den großen Herrn auch den Meister gezeigt. Und der Markgraf selber hat's unterschrieben.“ So und ähnlich flogen die Reden hin und her. Am meisten tat sich jener erste hervor, den sie den Fiesenzeln nannten. Nur einer blieb still, ein breitschultriger Mann, mit energischem, hartgeschnittenem, breitem Gesicht, Gallus Mayer, der Heimbürger. Das fiel schließlich auf. „Warum schweigt ihr, Heimbürger“, wurde er gefragt, „ihr seid doch auch getroffen? Das Holzmeßgeld sollen ja jetzt die Hirschhörner bekommen.“ „Was wollt ihr denn da machen?“ meinte der Gallus bedächtig. „Den Alten ist's damals übel aufgestoßen. Die Herren haben die Macht. Wir können höchstens klagen und einen gegen den andern ausspielen. Der Schwab' hebt uns alle auf, wenn wir Gewalt anwenden. Also seid vernünftig!“ „Man meint grad, du seist auch von denen bezahlt. Wir hauen unser Holz, wie wir's brauchen. Da kann kein Teufel was dran machen.“ Ein Sturm erhob sich. Schimpfend verließen die Männer das Wirtshaus. Der Heimbürger blieb. „Jakob“, sagte er zum Wirt, „das gibt' eine böse Sach'! Der Schwab läßt nicht mit sich spaßen. Weißt noch, wie er uns alle Hund hat totschiagen lassen in Oppenau? Und was war nachher? Nix! So wirds wieder. Wer muckst, muß es büßen. Nachher wills ja doch keiner gewesen sein.“ Jakob Gelterich nickte bedächtig mit dem Kopf. Er wollte nach dem leeren Glas greifen. Aber der Heimbürger stand auf, holte umständlich seinen Lederbeutel hervor, kramte ein paar Münzen heraus und verließ mit einem „Schlaf g'sund, Jakob“ die Stube.

Vor dem nach dem großen Brand neu erstellten Amtshause in Oppenau drängte sich die Menge. Der Vogt hatte durch Aufruf die Anwesenheit aller Bürger feststellen lassen. Soeben las der Schreiber in Gegenwart des Forstknechtes und des Vogtes die neue Forstordnung des Herzogs vor. Immer wieder erhob sich lautes Murren aus der Menge. Es wuchs zum Toben, als der Passus kam: „So ist uns gemeldet, daß einzelne Erbgüter mit ehemals 60 Morgen Wald herabgewirtschaftet seyen. Es ist deshalb unser Wille, daß diese Forstordnung für alle verbindlich seye.“ Einzelne Rufe wie: „der Hundefänger!“ „Schlagt sie tot“ und „hat uns gar nichts zu sagen“ wurden aus dem allgemeinen Lärm verständlich. Der Vogt und die Forstknechte sahen sich



Stein bei Pforzheim

an. Als sie Miene machten, ins Haus zu gehen, wurde der Lärm noch größer. Ein paar junge Burschen wurden von der Menge die Treppe hinaufgeschoben und versuchten, den Beamten den Weg nach der Türe zu sperren. Da drehte sich der Vogt entschlossen nach der Menge um und rief „Ruhe!“ so laut er konnte. Man wurde aufmerksam, man schwieg. „Was soll der Lärm hier bei uns?“ rief er über den Platz. „Wir können doch nichts anders tun, als was uns von oben herunter befohlen ist! Wenn ihr glaubt, daß ihr unrecht behandelt werdet. . .“ Ein neues Lärmen unterbrach ihn. Die Menge glich einem erregten Meere. Fäuste und Knüppel fuchtelten in der Luft herum. Als wieder leidliche Ruhe eingetreten war, fuhr er fort: „Beschwert euch doch beim Herzog! Wir wollen die Schrift gern weitergeben. Ihr könnt dann herein kommen und unterschreiben.“ Rasch wandte er sich um, stieß die über- raschten Burschen am Tor auf die Seite und verschwand mit dem Schreiber und den Forstknechten im Hause.

Draußen ging der Lärm weiter. Man hörte, wie einer sprach, von häufigem Zuruf unterbrochen. Es schien die Stimme des Wirts vom „Welschen Bad“ zu sein. Plötzlich polterten Schritte im Haus. Der Schreiber öffnete die Tür zur Amtsstube. Im Gang standen gedrängt Mann an Mann. Die Vordersten wurden von den Nachdrängenden zur Tür hereingeschoben. Ihre Kühnheit wich in der fremden Umgebung einer gewissen Verlegenheit. Der Vogt stand hinter dem Tisch. Der Abstand gab ihm Sicherheit. „Also ihr wollt euch beschweren?“ hub er an. Das dumpfe Gemurmel, das ihm antwortete, nahm er als Zustimmung. Er diktierte dem Schreiber einige Worte. Der schrieb mit der eilig gerichteten Kieffeder die Beschwerde über die Forstordnung,

die dem alten Herkommen, dem Landrecht, und den bei der Übernahme des Amtes durch Württemberg beschworenen Freiheiten widerspreche. Als er die Streusandbüchse darübergeschwungen hatte und die Schrift auf Geheiß des Vogtes noch einmal vorlas, sahen sich die Bauern an. „Nun unterschreibt“, kommandierte der Vogt. Keiner rührte sich. Der Vogt schien zu wachsen. „Unterschreiben“, donnerte er. Der Schreiber drückte dem Zunächststehenden die Feder in die Hand. Ein verbissener Zug trat in dessen Gesicht. „Lorenz Fuß“ malte er unter das Dokument. Schweigend drückte er sich hinaus, polterte die Treppe hinunter. Im Gang wurde es lichter. Die Hintenstehenden verschwanden langsam mit denen, die unterschrieben hatten. Plötzlich war alles still geworden. Man hörte nur das Kratzen der Feder und das Poltern derer, die die Treppe hinuntergingen. „Adam Stephan“ unterschrieb der Letzte. Es war der Vierzehnte. Als er auf den Platz vor dem Amtshaus kam, traf er keinen Menschen. Das Städtchen schien wie ausgestorben.

Acht Tage später standen die vierzehn Supplikanten vor dem Amtmann Freiherrn von Traxdorf in Oberkirch. Gallus Mayer, der Heimburger, war ihr Fürsprecher. In seiner ruhigen, bestimmten Art hatte er den Beamten um Herausgabe bzw. Vernichtung der Eingabe an den Fürsten gebeten. Der Amtmann lachte krampfhaft auf. „Ausgeschlossen, mein Lieber! Wir freuen uns, endlich die Rädelsführer beisammen zu haben. Seine Durchlaucht wird sich in Dorfstätten mit ihnen unterhalten. Dann werden diese Revolten in Zukunft wohl unterbleiben.“ „Um Vergebung“ widersprach Mayer, „das sind die Rädelsführer beileibe nicht. Die haben sich wohlweislich von der Unterschrift gedrückt. Deshalb zweifeln die Schreiber ja auch an der guten Sache und wollen die Klage wieder zurück haben. Man hat sie in Oppenau verführt, daß sie im Glauben an ihr gutes Recht handelten.“ „Ist mir gleich, sollen sie Serenissimus selber vorbringen!“ Traxdorf wollte die Stube verlassen. Da schob sich der Fiesenzler vor. Drohend stand er mit seinem wuchtigen Körper vor dem kleinen, gepflegten Männchen. „Aus dem Wege, dumme Bauer“, kreischte dieses. Da hob der Lenz den Arm. Faßte den erschrockenen Beamten am Rock. „Die Eingabe . . .“, das war alles, was er hervorbrachte. „Laß los! Meuterei! Rebellion!“ Unter dem harten Griff des Bauern schrie der Amtmann wie toll. Die Wache stürzte herbei. „Hier, den da, abführen“. Der aufgeregte Traxdorf zeigte auf Lenz. Aber die bisher stumme Schar war plötzlich in Bewegung. Gallus Mayer hatte seinen Landsmann zurückgerissen. Die andern hatten ihn in ihre Mitte genommen und alle zogen sich, eine drohende Haltung gegen die Wache einnehmend, langsam nach der Tür zurück. „So behandelt man uns nicht, Herr Amtmann“, rief Mayer. „Wir werden uns an andern Orte treffen! Kein Mensch will hier meutern. Wir lassen aber auch keinen von uns im Stich!“ „Jawohl, wir halten zusammen“, schallte nochmals der Chor von der Treppe her. —

Traxdorf fühlte sich verpflichtet, einen sachlichen Bericht zu machen. Wohl schrieb er, daß „die Bauern ihn mit bewehrter Hand überloffen und vergewaltigt“, auch daß sie „durch Trotz und Frevel gegen ihren Eid gehandelt“ hätten, erwähnte aber die vierzehn Namen nicht. Und der Fürst bemerkte zurück, „man möge es dabei bewenden lassen“.



DAS
UNSTERBLICHE LEBEN

H. Walter Döring

Die Kompanie wartete auf den Befehl zum Angriff. Eine befreiende Abendkühle hatte die sengende Glut des Tages verdrängt und spiegelte sich in frohen, entspannten Gesichtern. Der drückenden Schwüle und dem Schweigen des Tages war beschaulicher Frohsinn gefolgt, den auch die Ungewißheit des bevorstehenden Einsatzes nicht trüben konnte.

Nur ein *St*-Oberscharführer, der erst vor wenigen Wochen zur Kompanie gekommen war, saß still vor sich, hinsinnend am Straßenrand. Es schien, als laste etwas auf seiner Seele. Die Kameraden überlegten: War es die Ungeheuerlichkeit des Krieges oder war es die Nähe des Todes, die ihn so verschlossen machten? Nein, das konnte es nicht sein! Denn in Stunden der kämpferischen Bewährung war kaum einer freier von Hemmungen und seelischen Hindernissen als er. Er kannte keine kleinliche Furcht vor der Härte des Schicksals, und erst vorgestern hatte er als Stoßtruppführer bewiesen, von welcher Art er war.

Die Ruhe des Abends wurde von freudigen Kehlen unterbrochen: ein Melder brachte die seit Tagen schmerzlich vermißte Post.

In der Sekundenschnelle nur weniger Pulsschläge standen alle im Halbkreis um den Kompanieführer, der den Sack mit dem wertvollen Inhalt öffnete und sich anschickte, Namen um Namen aufzurufen. Auch der Oberscharführer war unter die Hoffenden getreten. Sein Gesicht spiegelte fiebernde Erwartung.

In dem Tumult des erregenden Augenblicks mochte es den Männern wohl entgangen sein, wie plötzlich sich die Niedergeschlagenheit des Oberscharführers in Freude umwandelte, als er einen Brief mit den zierlichen Schriftzügen seiner jungen Frau in den Händen hielt. Sie merkten auch nicht, mit welcher fiebernder Hast jener den Umschlag zerriß und wie begierig seine Augen den Inhalt des Briefes überflogen, und keiner der Umstehenden sah, wie sich der Oberscharführer verstohlen über die Stirn strich — zu sehr war jeder mit sich selbst beschäftigt.

Erst als wenige Augenblicke darauf Alarm gegeben wurde, und der Befehl des *St*-Oberscharführers erklang, gewahrten die Männer seines Zuges einen glücklichen Schein in den Augen ihres Zugführers, und sie wußten, daß der Brief aus der Heimat ihm Befreiung aus seiner inneren Not gebracht hatte.

Die Nacht wurde schwer für die Kompanie. Aus gut ausgebauten Bunkerstellungen schlug den Angreifern ein rasendes Feuer entgegen. Stoßtrupps mußten nach vorn, um, aus der Flanke angreifend, die Bunker im Nahkampf zu stürmen.

Der H -Oberscharführer war einer der Ersten, die sich für diese Aufgabe freiwillig meldeten. Er schien wie von einer unsichtbaren inneren Kraft besessen. Obwohl die Stunde ernst war, entbehrten seine Worte eines zündenden Humors nicht, der seine Männer mit Zuversicht erfüllte. Alle merkten: Ihr Oberscharführer war wieder der alte geworden. Die Bedrücktheit war von ihm gewichen und an ihre Stelle eine glückhafte Freude getreten.

Erst als der fahle Schein des dämmernden Morgens über den hin und her ziehenden Nebeln und Rauchschwaden des Kampffeldes lag, hatte die Kompanie ihr Ziel erreicht. Der Gegner war geworfen.

Den H -Oberscharführer aber hatte das Schicksal in seiner unerbittlichen Härte getroffen, als er, seinen Männern voranstürmend, gegen die Bunker vorstieß. Mit einem Kopfschuß trugen ihn die Kameraden zurück.

Still lag er in der Zeltbahn. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen. Sein Gesicht schien von einer inneren Erleuchtung verklärt. In seiner rechten Hand aber hielt er einen zerknitterten Brief.

Als er fühlte, daß es vor der Bitternis des Todes kein Entrinnen mehr gab, gebot er seinen Trägern mit einer stillen Geste, ihn niederzulegen. Willig gehorchten die Männer ihm.

Dann streckte er die Hand mit dem Brief dem zunächst Stehenden entgegen und sagte leise, er möchte den Inhalt vorlesen. Ihm selbst mochte wohl die Kraft zum Lesen schon fehlen. Gehorchend kniete jener neben dem Sterbenden nieder, entfaltete stumm den Brief und las:

„Mein Liebster! Erfüllt von einer tiefen, inneren Freude kann ich Dir heute mitteilen, daß sich unser heißester Wunsch erfüllt hat: Ich erwarte ein Kind von Dir!“ —

„Lies das noch einmal!“ forderte der Sterbende mit letzter Kraft, und während sein Kamerad langsam und leise zum zweiten Male die ersten Zeilen des Briefes las, senkte der Oberscharführer mit einem stillen Lächeln das Haupt und schlummerte dem Tode entgegen.

Als Kameraden einige Stunden später über dem frischen Hügel seines Grabes das Zeichen des Todes errichteten, prangte davor, aus schimmernden Birkenstämmen gefügt, die Rune des Lebens!

Waldesnacht!

*Wie singt verträumt der tiefe Wald
sein Liedlein in die Nacht,
hinauf zum weiten Himmelsdom
mit all der Sterne Pracht!*

*Es ging der wandermüde Tag
am Waldessaum zur Ruh'. — —
Der Wind trägt leise durch den Tann
der Welt die Weise zu. — —*

*Und in dem Frieden dieser Nacht
folg' ich der Sterne Spur,
und fühle, wieviel Liebe schenkt
Gott aller Kreatur!*

Karl Böke

Feldpostbrief an vier Brüder

Von Matthäus Spörer

Nun ist es längst schon dunkel in den Straßen unserer schönen Stadt. Ein kalter Wind rüttelt an Tür und Tor. Die grauen Wolken, die am Nachmittag so tief herunterhingen, haben Regen mitgebracht. Ohne Unterlaß rieselt er an den Fensterscheiben meiner Dachmansarde herunter.

Sonst ist es still an diesem Abend, spät im Herbst. Nur ab und zu hört man von der Straße her einen festen, harten Schritt. Das ist dann sicher stets der Schritt eines Soldaten, von einem, der vielleicht nach Monaten wieder zum erstenmal in seine Heimat kehrt und der dann gar nicht schnell genug nach Hause kommen kann. Oder aber es ist einer von den Kameraden, den ein Befehl wieder zu neuem Einsatz ruft. Wer weiß das wohl?

Und während ich gerade darüber mir meinen Kopf zerbreche, da höre ich von irgendwo aus weiter Ferne die Stimmen meiner Brüder klar im Ohr und sehe die Gesichter aller deutlich vor mir stehn. Vielleicht haben sie mir gerufen, jetzt in dieser stillen Stunde, zwischen Tag und Traum.

Zu fünfzehn waren wir gewesen, als der Krieg ausbrach. Zu fünfzehn wurden wir Soldaten. Wißt Ihr das alle noch? Wie waren wir stolz darauf, endlich auch dabei zu sein. Das ist schon lange her . . .

In dieser Stunde grüße ich Euch allesamt!

Der Jüngste soll dafür auch gleich der erste sein. Irgendwo wirst Du, mein lieber Franzl, nun im Osten stehn Mitten im tiefen Schlamm, vielleicht am s.M.G. in dunkler Nacht auf ferner Wacht. Vielleicht aber auch liegst Du still in einer Ecke Deines selbstgebauten Bunkers und träumst selig von der Heimat, Deinen Bergen, oder gar von Mutters großem Kuchenpaket. Was es auch immer sei. Mit den Gedanken bin ich stets bei Dir!

Und Du, mein Bruder Hans! Auch Dich sehe ich ganz deutlich nun vor mir. Du siehst wohl etwas blässer aus als sonst. Ich weiß um Deinen harten und auch schweren Dienst. Eben ist ja wieder einer von den vielen Zügen durch, die Du als Bahnhofskommandant betreuen mußt. Du trägst ja die Verantwortung, daß alles richtig klappt. Auch Du bist ein Soldat.

Und wenn ich nicht genau Bescheid wüßte, wie es um Dich, mein guter Seppl, steht, ich glaube, daß ich große Sorgen um Dich hätte. Du hast Dich also wirklich gut in Deiner neuen Stellung eingewöhnt. Dieses von Dir zu hören, macht mir wirklich Freude. Vergiß es aber nie, auch manchmal dem Vater heimzuschreiben. Auch er sorgt sich um Dich und freut sich immer, wenn er von Dir hört. Im übrigen, was macht die Läusejagd? Jetzt lacht Ihr alle wohl? Ihr seht, ich weiß Bescheid, was Landser für Sorgen haben.

Fast ist die Plauderei, die ich begonnen habe, ein kleiner Brief geworden. Ein Feldpostbrief, an Euch vier Brüder, die Ihr draußen liegt, draußen, an irgendeiner Front, hart vor dem Feind.

Ich schrieb von vier der Brüder! Verzeiht! Der vierte, unser guter Karli, schläft ja schon den letzten Schlaf. Er ist schon eingerückt zur großen und unsterblichen Armee. Um seinen kleinen Hügel blühen die letzten Blumen dieses Jahres. Nie wird er wohl von uns vergessen sein! Hört Ihr ihn alle noch? Wie war er doch so froh und heiter stets. Ein Springinsfeld, dem man nie böse war. Lasset uns stets sein Andenken tief im Herzen behalten! Er fiel für uns, fiel für das Deutschland, das wir uns ersehnen, das wir alle lieben und um das wir kämpfen, jetzt und immerdar!

Nun ist bald Mitternacht . . . Und immer noch rinnt vor den Fenstern still der Regen . . .

Brüder! So nehmt von mir den heimatlichen Gruß! Vor einem Jahre kehrte ich von der Front zurück, weil ich es mußte. Trotzdem aber bin ich Soldat geblieben! Soldat mit Leib und Seele! Brüder und Kameraden! In dieser Stunde grüße ich Euch, allesamt!

Furchenschritt

*Weich ist die Scholle, die mein Fuß berührt.
Hart ist der Grund, den meine Seele spürt.
Auf Kies und Stein liegt breites Ackerland,
Von Kies und Stein befreit durch Bauernhand.
Und Unkraut wuchert üppig hier bei Kraut.
Die Quecke kämpft, so weit der Himmel blaut,
Mit Klee und Korn um ihren Lebensstand,
Und Distelköpfe schauen keck ins Land.
Herr Gott, du schenktest Krume uns und Stein,
Gabst Ackerland zur Arbeit, Lust und Pein.
Du schufst die Disteln und der Quecken Art,
Du hast zum Wechselgang die Welt gepaart.
Du willst den Kampf und segnest uns den Schweiß.
Du schickst den Frost und glühst die Sonne heiß.
Du hast Vergangenheit und Gegenwart
Im Keim des Samenkornes eingespart.
Du bist die Ewigkeit, die rüttelnd schnell,
Was lebt und wirken will in dieser Welt.
O segne meiner Arbeitshände Tat,
Daß Ernte wird aus meiner Körnersaat.*

Hermine Maierheuser

Andreas' Heimkehr

Von Karl Böke



Wenn am Heiligen Abend die Leute des Schwarzwalddorfes und die von den vielen Höfen bergauf, bergab aus dem kleinen Dorfkirchlein kamen, dann verweilte der Andreas vom Häuslebauernhof einige Augenblicke bei dem Kirchlein, das mit seinem Zwiebelturm hinauf in die winterschöne Sternenvelt schaute.

Ein jeder hatte es an diesem Abend sehr eilig, heimzukommen, denn daheim wartete die Bescherung mit dem weihnachtlichen Glanz der Kerzen.

Dem Andreas aber war dies Verweilen, umgeben von der stillen Einsamkeit der Weihenacht, immer das Schönste. So schön wie auch die letzte Stunde des Jahres war, wenn sie übers Gebirg wanderte und das neue Jahr nach sich zog. Es war ihm, als müsse er stille Einkehr halten, um auch bereit zu sein für das, was er sich vorgenommen. —

Wenn aber das Dorf im Frieden der Weihenacht lag, dann machte sich auch der Andreas auf den Heimweg.

Er hatte noch einen weiten Weg durch den großen und dunklen Tannenwald, der im winterlichen Kleid träumend verharrte, zu wandern.

Der Häuslebauernhof lag jenseits des hohen Berges. Von ihm aus sah man auf die Nordwand des Feldberges. Im Winter, wenn die Wälder und Felder verschneit waren, dann sah es aus, als gehe man in ein Land der Märchen ein. —

Auf seinem Weg durch das Dorf sah er überall in den Wohnungen das Licht der vielen Kerzen aufleuchten, die an die weihnachtlich geschmückten Tannenbäumchen gesteckt waren. Dann und wann blieb er stehen, um auf den Gesang der Kinder zu lauschen, die mit strahlenden und erwartungsvollen Augen in dem Lichterglanz standen. —

Als Andreas die Höhe erreicht hatte, blieb er stehen und schaute in das friedliche Tal hinab. Dann aber nahm er das Waldhorn, das er bei sich trug, hervor, und blies all die schönen weihnachtlichen Weisen als letzten Gruß durch die schweigende Nacht ins Tal. Und drunten im Tal hielten alle in ihrem Singen inne und lauschten auf die Klänge vom Berge. —

So war es in den letzten Jahren immer gewesen. —

Im letzten Sommer vor dem Kriege war die hübsche Amalie, die jüngste Tochter des Fellnerhofbauern, wieder auf den väterlichen Hof zurückgekehrt. Sie hatte zwei Jahre als E Levin auf einem Hof im nördlichen Schwarzwald verbracht.

Der Andreas hatte sie immer gern gehabt, und er freute sich, daß sie nun wieder daheim war. Aber auch die Amalie konnte den Andreas gut leiden.

Bei der Kräuterweihe sahen sie sich zum erstenmal wieder, und der Andreas geleitete sie auf den Fellnerhof zurück. Der Sommer aber fand sie noch oft zusammen, deren Herzen einander in der Liebe zugetan waren. —